Nr. 16 — Leipzig, den 10. April — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Ostern — Die leibliche Auferstehung Jesu Christi. 1. Zur Verständigung — Das Christentum als Weltreligion — Kirchenideale und Kirchenreformen. 6. Die Kirche des dritten Jahrhunderts; das Papstreich; evangelische Kirchenbildungen — Johann Sebastian Bachs Matthäus-Passion. 2 — Auch eine Parallele — Bücher und Schriften: Parallelbibel; Diasporakonferenz — Aus Nordamerika: Beecher †; Philadelphia; Londoner Predigttexte in New-York — Verschiedenes: Vor fünfzehnhundert Jahren; Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse

Ostern

„Diesen Jesum hat Gott auferwecket, deß sind wir alle Zeugen." (Apostelgeschichte 2, 32.)

Es war dem Herrn nicht gelungen, die Jünger von der Zulässigkeit, geschweige von der Notwendigkeit seines Todes zu überzeugen. So gern und von Herzen sie sich an dem großen Tage von Cäsarea Philippi zu seiner Person bekannt und der göttlichen Sendung, auf welche er Anspruch machte, das unbegrenzteste Vertrauen entgegengetragen hatten, so ungern und widerwillig hatten sie ihn immer vom Sterbenmüssen reden hören. Es macht den Eindruck, als ob ihrer Seele geradezu das Organ dafür gefehlt habe, das innere Auge, welches den Zusammenhang seines Sterbens mit dem göttlichen Ratschluß wie mit seinem eigensten Lebenszweck zu fassen vermocht hätte. Als daher das Verhängnis hereinbrach und die vollendete Thatsache vor Augen lag, standen sie betäubt wie vor einem Rätsel, dessen Lösung ihrer Einsicht spottete. Es ist unmöglich, diesen Thatbestand gelassen anzuerkennen. Was muß es um die Sünde der Welt für eine furchtbare Sache sein, wenn selbst die Besten eine so abgrundtiefe Entfernung von Gottes Rat, Willen und Herzen bewiesen. Welchen Kraftaufwand an Liebe, Hingebung, Geduld muß es dem Heiland gekostet haben, um sie aus der Gottesferne, in der sie waren, zur Gottesnähe zu bringen. Und der letzte, höchste Versuch der Rettung hat doch nicht ausreichen wollen.

In diesen Zusammenhang gehört Ostern. Daß er so oft vergessen wird, ist die Ursache zahlloser Zweifel. Statt treu und mit Aufmerken den Wegen nachzugehen, welche der allmächtige Gott gegangen ist, um seine letzten Friedensgedanken an dem menschlichen Geschlecht zu verwirklichen, stellt man sich, als wäre die Osterbegebenheit die entlegenste Ueberlieferung der Weltgeschichte. Sieht man sich dann vor die Wahl gestellt, diese Geschichte zu glauben oder zu bestreiten, so ist die Entscheidung kaum noch zweifelhaft; oder bringt es wirklich jemand, wer weiß aus welchen Gründen, über sich, seinen Bedenken zu entsagen, so hat er sicherlich nicht den Glauben, der „zur Gerechtigkeit gerechnet" wird. Wem die Ostergeschichte nicht das Vertrauen stärkt und ihn seines Gottes gewisser macht, weil sie sich als das letzte Glied in der Kette der Erlösungsthatsachen zu erkennen giebt, der hat kein Recht auf sie. Entweder also verstehen wir sie im Zusammenhang der Wege Gottes, oder sie ist ein löchrichter Brunnen, der niemals Wasser giebt, so sehr man sich auch bemühen mag, den Schwengel des Fürwahrhaltens zu rühren.

Und dieser Zusammenhang liegt so nahe; man muß nur auf ihn achten. Es ist wirklich an dem, daß die Absicht unsers Heilands und die Frucht seines Kreuzes, nämlich der Liebe Gottes eine Hütte bei den Menschen zu bauen, noch im letzten Augenblick bedroht war. Bedroht, insofern doch diese Hütte in lebendigen Menschenherzen aufgeschlagen werden mußte, und die lebendigen Menschenherzen, die Jünger, zum Tode erstarrt waren. Wie viel sie ihm zu danken hatten, wie tief sich sein Leben in das ihre gesenkt, es konnte kommen, und es kam, daß ihnen der Odem versagte. So erliegt die Rebe in einer einzigen Nacht, wenn der Reif über den jungen Fruchtknoten daherfährt, wie eng sie auch zuvor mit dem Weinstock verbunden gewesen sei. Das hat verhindert werden müssen. Eine erstorbene Jüngergemeinde war unfähig, in der Welt mit der Kraft des Geistes Christi das Leben zu erwecken. Wer aber konnte das Aeußerste verhindern? Die Jünger nicht; denn in schwerer Krankheit ist niemand sein eigner Arzt. Auch der Heiland nicht; denn er schlief. Also hat derselbe Gott, der damals den Wogen auf dem See Genezaret gebot, daß sie seinen Gesalbten nicht antasten durften, in Gnaden darein gesehen. Er hat den Jüngern ihren Herrn zurückgegeben, daß sie ihn ewig hätten. Diesen Jesum hat Gott auferwecket, deß sind wir alle Zeugen.

Wir alle? Es ist wahr, das Erlebnis der Jünger ist nicht ganz unser Erlebnis. Wir reden nicht davon, daß er öffentlich starb, gleichsam vor den Augen der ganzen Welt, und nachher nur den Jüngern erschien im allerverborgensten Kreise. Aber, was uns von den Jüngern unterscheidet, ist doch, daß wir, die christliche Gemeinde von heute, im Tode des Herrn die wunderbare, aber auch wunderklare Bürgschaft der Erlösung mit freudigem Herzen bekennen. Uns erscheint nichts glaubhafter als das Wort vom Kreuz, das Wort am Kreuz: Es ist vollbracht. Aus der Liebe, welche sich sterbend kund that, leiten wir die Kraft ab, der es gelang, die Welt zu überwinden. Wir also schreiten vom Verständnis des Todes Christi zum Verständnis seiner Auferstehung fort, während jenen erst die Klarheit des Ostermorgens das Dunkel des Karfreitags lichtete. Aber dennoch, was an den Jüngern geschah, kam es nicht uns zu Gute? Wären wir nicht allzumal noch in unsern Sünden und das Kreuz des Herrn ein Fragezeichen, an dessen Lösung wir uns vergeblich mühten, wenn er die Seinen damals in der Nacht ihrer Trostlosigkeit gelassen hätte? Also ist Ostern Heilsthatsache, für die Jünger nicht nur — für uns. Deß sind wir alle Zeugen, und zwar mit desto getrosterem Mut, je weniger wir sagen können, wie sie sich im einzelnen vollzog. Denn auch wenn wir es wüßten — nicht der weggewälzte Stein, nicht das leere Grab wäre der Gegenstand unsers Glaubens, sondern die Gottesthat der Selbstbezeugung Christi an den Seinen.

Genug der Erwägungen, welche dem Christen in unsern Tagen wohl niemals ganz erspart bleiben. Sie sind heilsam und notwendig, und doch sind sie nicht alles. Hört ihr nicht Engelchöre: Christ ist erstanden? Lockt es euch nicht, drängt es euch nicht, mit einzustimmen in die Weise: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit, Welt lag in Banden, Christ ist erstanden, freue, freue dich, o Christenheit?

Wohl dem Manne, der mitten im kalten Winter sich unbeirrt den Glauben bewahrt: Es muß doch Frühling werden. Aber wehe ihm, wenn niemals Frühling würde, er wäre ein

geschlagener Mann. Nicht anders wir und die ganze Christenheit. Wir ermuntern einander, mitten im harten Erdendasein den Glauben an unsre ewige Bestimmung, an ewiges Leben zu bewahren. Aber es stünde übel um uns, wenn uns Gottes allbarmherzige Gnade nur auf gläubiges Hoffen verwiesen und uns nicht wenigstens ein Unterpfand gegeben hätte, das unsre Seele stille. Dieses Unterpfand ist die Auferstehung des Herrn. Da tritt in die Erscheinung, daß ewiges Leben, wie er es in seinen Erdentagen hatte und wie wir es durch ihn haben können, nicht nur ein Gefühl ist, sondern eine Kraft, und nicht nur eine Kraft, die in uns wirkt, sondern eine Macht über die ganze Welt, vor welcher, wenn sie es forderte, die Sonne, der Mond und die Sterne vergingen, die ihr Szepter schwingt über alles Sein und Geschehen, die auch an Grabespforten nicht still hält, vor der die Felsen springen. Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Aber durch die Auferstehung des Herrn ist wie ein Saum des Vorhanges gelüftet, der uns von dem Wahrhaftigen trennt. Im Lichte dieses Wahrhaftigen wird alles Vergängliche zum Gleichnis, welches bestimmt ist, daß wir es deuten, und vergeht, sobald es seine Deutung gefunden. Wir aber werden, wenn die Deutung gelang, dem Herrn gleich sein, der da bleibet, wie er ist, und seine Tage nehmen kein Ende. Das sind die letzten Ostergedanken. Darüber hinaus kommt das Schauen. Wolle Gott, daß wir auch deß Zeugen werden. Sch

---

Die leibliche Auferstehung Jesu Christi

Uebersicht: 1. Zur Verständigung — 2. Der Ausgangspunkt — 3. Die Scheintodshypothese — 4. Visionshypothese — 5. Ergebnis

1. Zur Verständigung

Seit die Juden die erste Predigt der Auferstehung Jesu durch den Verdacht des Leichendiebstahls zu widerlegen versucht haben, ist über die leibliche Auferstehung Jesu Christi gestritten worden, und zwar mit Leidenschaftlichkeit, bis in unsre Tage. Auf der einen Seite wird einem Glauben, der sich auf die äußere Thatsache einer leiblichen Auferstehung Jesu stütze, aller Wert abgesprochen; auf der andern Seite wird die leibliche Auferstehung Christi für das Schiboleth des ganzen Christenglaubens ausgegeben. Dort erklärt der bedeutendste Gegner dieses Wunders (Strauß): Wer dasselbe festhalten zu müssen glaubt, gehört zum Dienste des Buchstabens, gleichsam in das Alte Testament der christlichen Theologie, verhindert die freie geistige Auffassung des Christentums und entfremdet dasselbe der Gegenwart; hier bekennt ein eifriger Apologet dieses Wunders (Güder), er werde von Stunde an aufhören, ein Diener der Kirche zu sein, wenn ihm die Thatsächlichkeit der leiblichen Auferstehung Jesu nicht ebenso fest garantirt wäre, als sonst irgend welches Faktum der Weltgeschichte.

Sonderbar, ebendieselben, welche den Glauben an die leibliche Auferstehung Jesu für das wesentliche Stück des Christenglaubens erklären, suchen und bringen Gründe auf Gründe, um die Wirklichkeit und Notwendigkeit dieses außerordentlichen Wunders dem Verstande darzuthun, als ob es sich doch nicht um ein Glauben, sondern um ein Wissen handelte. Und jener Apologet hat geradezu erklärt, daß die Auferstehungsthatsache als solche nicht ein Glaubenssatz der Kirche sei; es habe keinen guten Verstand, wenn man sage: Ich glaube es, daß Christus auferstanden sei, so wenig als es einen guten Verstand habe, wenn jemand sagen wollte, er glaube es, daß einst die Berner einen großen Sieg bei Laupen davongetragen haben; vielmehr sei die Frage zunächst eine rein geschichtliche Frage, die daher auch ganz wie jede anderweitige Frage aus dem Gebiete der Geschichte behandelt sein wolle.

Von dieser Erklärung nehmen wir Akt. Sie stellt zwar irrigerweise ein natürliches Geschehen, wie es eine Kriegsschlacht ist, auf gleiche Linie mit einem übernatürlichen Geschehen, das doch die Auferweckung Jesu Christi von den Toten ist, und vergißt, daß jenes Ereignis Augenzeugen gehabt hat, dieses Wunder aber nicht, weshalb es immer und unbedingt ein Gegenstand des Glaubens sein wird; aber sie verrät doch die Einsicht, daß bei der wissenschaftlichen Untersuchung eine rein historische Frage allein ins Spiel kommt, die Frage nämlich, wie die Jünger Jesu zum Glauben an die Auferstehung Jesu gelangt sind. Diese Frage kann unsers Ermessens mehr oder weniger befriedigend beantwortet werden. Es können Lücken in der Erklärung bleiben, die erst später, vielleicht nach der Beschaffenheit der historischen Unterlagen niemals ausfüllbar sind. Dann füllt sie wohl auch eine Art Glaube aus. Aber dieser Glaube ist kein religiöser, sondern ein intellektueller Glaube, sicherlich nicht der Osterglaube des Christen und der Christenheit.

Sonst wäre es schlimm um diesen Glauben bestellt. Denn wie wenige unter den Christen sind es doch, welche auf Grund geschichtlicher Forschung zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß Jesus am dritten Tage mit verklärtem Leibe auferstanden sei! Wie viele sind es überhaupt, die solche Forschung anstellen können? Und die ungeheure Mehrheit der Christen, welche auf diesem Wege zu einem gewissen Glauben zu gelangen garnicht in der Lage ist, könnte also gar keinen Osterglauben haben, oder ihr Osterglaube müßte der Glaube an jener Auserwählten Ueberzeugung sein! Einen solchen Osterglauben haben schon die ersten Jünger verweigert. Es liegt in den Evangelien die Thatsache vor, daß dieselben an die Auferstehung Jesu nicht auf die Versicherung andrer glauben wollten, den Auferstandenen gesehen zu haben. Sie haben vielmehr ihren Osterglauben erst gewonnen und bekannt, nachdem Jesus sich ihnen selbst als den Lebendigen erwiesen hatte. Und anders wird nirgends und niemals der wahre Osterglaube gewonnen, als durch die persönliche Erfahrung von dem Leben und Wirken des auferstandenen und erhöhten Jesus Christus. Diese Erfahrung aber kann schlechterdings nichts davon enthalten, ob Jesus Christus mit dem verklärten irdischen Leibe auferweckt und zur Rechten Gottes erhöht worden sei. Diese Frage kann nur durch geschichtliche Forschung eine Antwort finden, durch die Untersuchung, ob die ersten Jünger die leibliche Auferstehung Jesu gelehrt haben und ob, wenn dies der Fall ist, diese ihre Lehre nur aus dem Faktum dieses Wunders erklärlich ist.

Gewiß muß das Ergebnis solcher Forschung von großem Werte sein; aber über den christlichen Osterglauben entscheidet es nicht. Dieser lautet nach Jesu verheißendem Ausspruch auf den kürzesten Ausdruck gebracht: „Jesus lebt, und wir leben auch, durch ihn und mit ihm,“ oder mit mehr Worten: „Der Tod, welchen Christus in vollkommenem Gehorsam erduldet hat, ist für ihn kein Unterliegen gewesen unter die lebenzersetzende Macht des Todes, dessen Gebiet die sinnliche Welt ist, sondern ein Durchgang seiner wahren Persönlichkeit zu höherem Leben, zu ungetrennter Gemeinschaft mit Gott, zu einem Wirken ohne Schranken des Raumes und der Zeit,“ oder nach dem Osterdichter:

Ich sag' es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Diesen Osterglauben kann derjenige, welcher sich von der leiblichen Auferstehung Jesu Christi nicht zu überzeugen vermag, ebenso gut und fröhlich haben wie derjenige, der sich aus historischen Gründen die Gewißheit jenes göttlichen Wunders erworben hat. Diesem Osterglauben darf man auch die Wunderscheu unsrer Zeit nicht zum Vorwurf machen; denn das Leben und Wirken des erhöhten Christus im Himmel und in seiner Gemeinde ist für uns ein fortwährendes Wunder, nicht geringer als die Auferweckung des begrabenen Leibes Jesu. Und dieser Osterglaube ist auch nicht bloß eine Ausflucht der Verlegenheit, weil man der heikeln Frage nach der leiblichen Auferstehung Jesu Christi aus dem Wege gehen möchte. Vielmehr können wir nun dieser Frage erst recht getrost ins Antlitz schauen und Antwort auf sie suchen. Wir wollen das im Folgenden thun und dürfen dabei die Hoffnung hegen, daß eine ruhige, leidenschaftslose Verständigung über diese Frage möglich sei, nachdem wir ohne Bedenken dieselbe als eine rein historische erkannt und zugestanden haben. St

---

Das Christentum als Weltreligion

Der bekannte Sprachforscher Max Müller weist in einer seiner Reden darauf hin, daß es unter allen Religionen der Erde nur drei giebt, welche bestrebt sind, sich auszubreiten: neben dem Christentum der Buddhismus und der Islam. Während die andern Religionen von dem Volksboden, auf welchem sie erwachsen, unzertrennlich sind, haben jene drei Religionen von Anfang an die Grenzen der Länder und Völker überschritten. Sie sind Missionsreligionen.

Wollte man ihre Bedeutung nach der Zahl ihrer Anhänger bemessen, so würde der Buddhismus heute an erster Stelle stehen. Denn zu ihm bekennen sich von den 1400 Millionen Bewohnern der Erde etwa 480 Millionen, während die Zahl der Christen sich auf 450 Millionen, die der Muhamedaner aber nur auf 170 Millionen beläuft. Doch die Bedeutung einer Religion ist nicht gleichbedeutend mit der Zahl ihrer Bekenner. Mögen auch dem christlichen Glauben in den Missionen des Buddhismus und des Islam Nebenbuhler zur Seite stehen, der Sieg des Christentums über alle Religionen der Erde kann doch nicht zweifelhaft sein. Er ist den Christen von Anfang an nicht zweifelhaft gewesen. Als die Zahl der Gläubigen noch verschwindend klein war, wurde von einem derselben schon das große Wort gesprochen: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, ein Ausspruch, dessen sichtbare Erfüllung erst unsere Zeit zu bringen beginnt.

Jene beiden nichtchristlichen Missionsreligionen suchen ja allerdings dem Evangelium die Herrschaft über die Welt streitig zu machen; allein vergebens. Es muß zugegeben werden: der Buddhismus hat in den zwei Jahrtausenden, seitdem er Mission treibt, mächtige Fortschritte gemacht. Er hat die dichtbevölkerten Reiche des südlichen und östlichen Asiens in langsamem, aber stetigem Zuge erobert. Indes er trägt den Todeskeim in sich schon überall mit hin. Die 250 Millionen Bewohner Indiens haben ihn einst angenommen, aber auch längst wieder abgeworfen. Heutigen Tages zählt man in Indien nur 3 Millionen Buddhisten; alle anderen sind zum väterlichen Brahmanismus zurückgekehrt. Japan war bis vor kurzem fast ganz dem Buddhismus unterworfen; in unseren Tagen aber macht das Christentum dort reißende Fortschritte. Der Buddhismus ist durchaus nicht imstande, sie aufzuhalten. Woher sollte auch die Kraft dazu kommen? Seine Stärke liegt in der Negation, welche unter den Phantasiegebilden der orientalischen Götzendienste allerdings viel aufzuräumen fand, aber den trostreichen Thatsachen des Christentums nichts gegenüberzustellen hat. Man kann den Buddhismus kurz bezeichnen als religiösen Nihilismus, der sich in ein philosophisches Gewand kleidet. Die Welt ist ihm nichts; ist bloßer Schein. Alles, was vorhanden, ist um deswillen schon Sünde und wert, daß es zu Grunde geht: darum das buddhistische Ideal die Auflösung in das Nirvâna, das wesenlose Sein. Eine solche Religion wird allenfalls schlaffen, entarteten und lebensmüden Völkern genügen: kraftvolle Nationen werden sich nie damit begnügen. Darum sehen wir auch die aufwärtsstrebenden Völker den buddhistischen Glauben von sich werfen. Zur Weltreligion ist also der Buddhismus trotz seiner Mission unfähig.

In der Religion Muhameds erwuchs für das Christentum eine kraftvollere Nebenbuhlerin um die Weltherrschaft, zumal wenn man an die Jahrhunderte nach der Entstehung des Islams zurückdenkt. Da hat das Schwert der Kalifen mit unglaublicher Schnelligkeit das arabische Heimatland, die Gebiete von Vorderasien und Nordafrika dem neuen Glauben unterworfen; ihre Eroberungszüge drangen sogar bis in das Herz der Christenheit. Eine furchtbare Schlacht brachte die Entscheidung, daß das abendländische Kulturleben nicht der Lehre des Koran anheim fiel, sondern bei dem Evangelium erhalten wurde. Seine eroberten Gebiete hat der Islam bis auf den heutigen Tag mit zäher Beharrlichkeit fast ausnahmslos erhalten, und er treibt noch jetzt Mission, sowohl auf den Inseln des indischen Archipels wie im Herzen von Afrika. Aber sein starrer Monotheismus, der den unterworfenen Völkern nur ein neues Gesetz bringt, kein neues Leben, kann nicht Weltreligion werden, was er auch niemals als Ziel seiner Entwickelung auszusprechen gewagt hat. Sein einziges Missionsmittel ist das Schwert, welches allerdings in der Hand des fanatischen Muhamedaners zu gewissen Zeiten ganze Völker unterworfen hat, jetzt aber durch die Ueberlegenheit der christlichen Nationen fast auf allen Seiten lahm gelegt ist. Weil nun dem Islam andere Bekehrungskräfte fehlen, muß auch seine Mission in Bälde aufhören. Noch macht allerdings der Fanatismus in den von ihm besetzten Gebieten einen Erfolg der christlichen Mission fast unmöglich; aber gleichwohl sind seine Tage gezählt. Der leise Zwang der Weltgeschichte entzieht da, wo das Christentum angrenzt, dem Halbmond ein Gebiet nach dem andern, wie ein geschichtlicher Rückblick auf die ehemals muhamedanischen Teile Europas überzeugend beweist.

Von den Missionsreligionen der Erde hat also heute weder der Buddhismus noch der Islam begründete Hoffnung, zur Weltreligion zu werden. Dazu ist allein das Christentum berufen und befähigt. Von Anfang an war seine Bestimmung eine weltumfassende. Als Christus von seinen Jüngern schied, trug er denselben die Besitznahme eines unbegrenzten Missionsgebietes mit den Worten auf: Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium aller Kreatur. Außer diesem Worte hören wir noch viele andere aus Christi und der Apostel Munde, in welchen allen schon der Anspruch liegt, daß der christliche Glaube einst die Weltreligion werden soll. In dem Wesen des Evangeliums fehlt auch jedes Hindernis, daß dies nicht geschehen könnte. Von einer nationalen Beschränkung findet man in ihm auch nicht eine leise Spur. Es knüpft an die Sünde im Menschen und damit an seine Erlösungsbedürftigkeit an — das ist eine rein menschliche Voraussetzung, welche bei den Juden ebenso wie bei den Griechen und Römern zutreffend war, und welche sich bei dem Eskimo in Labrador in gleicher Weise vorfindet, wie bei dem indischen Büßer in Benares. Die Forderungen wiederum, welche das Evangelium aufstellt, sind so einfach und doch so tiefgehend, daß keinem Menschen dadurch der Zugang zum Heil unmöglich wird, mag er einem der Kulturvölker der Erde angehören oder ein rohes Naturkind aus Innerafrika sein.

So sehen wir in der That auch von Anfang an das Christentum in beständigem Wachstum nach allen Seiten hin. Es hat wohl zu Zeiten an gewissen Grenzen einen Stillstand erlebt; aber da ist es auf anderen Seiten um so lebhafter gewachsen und hat die Hindernisse, welche z. B. der Islam ihm entgegensetzte, zunächst übersprungen, wenn sie sich nicht beseitigen ließen.

Ein Blick auf die Ausbreitung des Christentums in unseren Tagen zeigt, daß dasselbe seiner Bestimmung, Weltreligion zu werden, näher ist, als je zuvor. Die Völker, welche jetzt eine Machtstellung auf Erden einnehmen, sind christliche, und wenn es auch zur Zeit noch ganz heidnische Nationen giebt, sie können sich der christlichen Kultur und allerlei anderer christlicher Einflüsse nicht mehr erwehren. Das christliche England herrscht über die heidnischen Millionen Indiens. Die Wissenschaft des christlichen Deutschland wird in Japan geschätzt und gelehrt. Die Macht der christlichen Staaten Europas hält bereits viele blutgierige Despoten Afrikas im Zaume. Und dieser christliche Einfluß ist im Wachsen. Ja vielleicht erlebt es unsere Generation noch, daß die christlichen Mächte auf Erden solche Gewalt erlangen, daß die gröbsten Auswüchse heidnischer Denkweise durch ihren Einspruch fallen müssen, wie es mit der Witwenverbrennung in Indien durch staatlichen Einfluß bereits geschehen ist.

Doch das Christentum hat noch ganz andere Wege, als den Einfluß der christlichen Großmächte, um Weltreligion zu werden. Das Schwert ist unter allen Umständen ein Glaubensbote von zweifelhaftem Werte, auch wenn es nicht mißbraucht wird, wie auf seiten des Islam. Sicherer naht sich das Christentum seiner weltumfassenden Bestimmung durch die stille Arbeit der Mission. Der waffenlose Missionar mit der Bibel in der Hand ist der Eroberer der Welt für das Christentum, auf welchen wir mit dem größten Vertrauen blicken. Die Missionsgeschichte aller Zeiten zeigt in der That überraschende Erfolge dieser christlichen Sendboten, welchen keine Insel zu fern, kein Volk zu wild, kein Klima zu mörderisch ist. Schon lange, bevor christliche Mächte in heidnischen Ländern Fuß faßten,

waren Missionen da. Dies gilt von den Kolonien des Mittelalters wie der allerneuesten Zeit fast ausnahmslos. Gerade aber in unseren Tagen ist ein förmlicher Wettkampf der christlichen Konfessionen unter einander in der geistlichen Eroberung der noch nichtchristlichen Völker entstanden. Zwar die Arbeit ist groß, die noch gethan werden muß. Ein Blick auf die heidnischen und muhamedanischen Millionen Asiens und Afrikas zeigt allerdings, daß noch viel Zeit vergehen wird, ehe sie alle Christen geworden sind. Aber die Aussicht eröffnet sich uns immer mehr, daß der Tag kommen wird, wo das Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker. P

Kirchenideale und Kirchenreformen

6. Die Kirche des dritten Jahrhunderts — Das Papstreich — Evangelische Kirchenbildungen

Der durchgreifende Unterschied zwischen der Reichskirche des vierten und fünften Jahrhunderts und der apostolischen Christenheit erklärt sich keineswegs hinreichend durch die Wandlung, welche das Verhältnis von Staat und Kirche unter Konstantin erfuhr. Konstantins Eingreifen ist gewiß für die weltgeschichtlichen Geschicke der „Kirche“ von höchster Bedeutung gewesen. Aber die Kirche, die er aus dem Zustande der Verfolgung zur Freiheit und Herrschaft berief, war selbst nicht das Werk seiner Staatsklugheit und ein Erzeugnis wandelbarer, kaiserlicher Politik, sondern ein eigenartiges, unabhängiges und in sich kraftvolles Ergebnis zweihundertjähriger, selbständiger, geschichtlicher Entwicklungen. Die Kirche, welcher unter Konstantin der Staat die Hand zum Bunde reichte, war ihrerseits ein fertiger, ausgebildeter Organismus, entstanden um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts, eine Größe, die man im Gegensatze zur mittelalterlichen Papstkirche wohl die „altkatholische“ Kirche nennt. Sie bildet das Mittelglied, welches allein die Umwandlung der apostolischen und nachapostolischen Christenheit zur Reichskirche verständlich macht.

Die sehnsüchtige Erwartung der ältesten Christen, daß der Herr bald wiederkehren und sein herrliches Reich aufrichten werde, erfüllte sich nicht. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vertröstet, begann diese Hoffnung einzuschlafen. Mit ernüchtertem Blick schauten die Christen auf die Welt und auf die Güter und Verheißungen, die sie selbst besaßen. Je länger der Herr verzog, umso notwendiger schien es, feste, unzweifelhafte, allgemeine Regeln und Normen aufzustellen für die, welche der zukünftigen Herrlichkeit sicher sein wollten. Es erhob sich die Frage, wie sich die Gemeinden der hoffenden Frommen vorläufig in der Welt erhalten, bewegen, ausgestalten sollten. Man konnte darüber streiten, wer in der Christenheit die entscheidende Autorität inzwischen vertreten sollte und unter welchen Bedingungen man der Verheißung sich getrösten dürfe. Lebensfragen für die ganze Christenheit wurden diese Punkte in jener Zeit, als der Gnostizismus das Evangelium mit griechischer Weisheit und orientalischer Mythologie spekulativ zu vermählen versuchte, als bald auch die montanistischen Propheten eine neue Offenbarung und eine neue Sittlichkeit im Namen des verheißenen „Trösters“ verkündeten.

Wo war nun das rechte Evangelium? Man fand die einleuchtende Entscheidung, daß nur dort Evangelium und Kirche sei, wo die echte apostolische Ueberlieferung rein erhalten und verbürgt sei. Aber wen durfte man als Zeugen und Bürgen echter apostolischer Ueberlieferung ansehen und anrufen? Alle die zerstreuten, einzelnen Gemeinden, die so verschiedenartig an Charakter, Zahl und Bedeutung waren, und die ganze Summe der einzelnen Christen, die, bestürmt und umgeben von ketzerischer Verführung und Sondermeinungen, selbst unbestimmbar und unsicher waren und erst der sichern Entscheidung warteten? Es schien selbstverständlich, daß sie das lösende Wort und das entscheidende Urteil zu sprechen nicht imstande waren. Wenn aber nicht die ganzen Gemeinden, sondern nur eine Aristokratie der Gemeinden und der Kirche die apostolische Ueberlieferung feststellen und die apostolische Autorität repräsentiren konnte — welcher Teil der Gemeinden konnte als der entscheidende gelten? Die Aristokratie der Erkenntnis, die christlichen Gnostiker, welche die Geheimnisse Gottes in begeistertem Schauen erriethen und enthüllten? Oder die Aristokratie des prophetischen Geistes, die wie die Montanisten dem Wandel der Christen neue Vorschriften und ihrem Glauben neue Verheißungen brachten? Oder die Aristokratie der sittlichen Reinheit, die rigoristisch Gesinnten, die Asketen, die Montanisten und Novatianer, die ein apostolisch heiliges Leben als unumgängliches Zeichen der Zugehörigkeit zur Kirche für sich und andre geltend machten? Oder die Aristokratie der That, die Märthyrer und Bekenner, die, den Aposteln gleich, ihr Leben eingesetzt hatten für das Evangelium Christi? Alle diese Mächte, so sehr sie zum Teil eingewirkt haben auf die Anschauungen und Geschicke der Christenheit, wurden überwunden und überflügelt durch die Aristokratie der Tradition, durch die Beamtenaristokratie in den Gemeinden, welche sich nunmehr in eine Hierarchie, d. h. in eine geistliche Behörde umwandelte. Früher nur Beamte der Einzelgemeinden, mit der Vermögensverwaltung, der kultischen und rechtlichen Leitung und der Repräsentation dieser einzelnen Gemeinden betraut, treten nunmehr die Bischöfe als Nachfolger der Apostel auf: als die gottgegebenen Autoritäten, welche kraft ihres Amts entscheiden, was apostolisch ist und was nicht, als die Richter und Herrscher, die in den Gemeinden Gottes Stelle vertreten, als die Priester, die allein das Opfer des Abendmahls legitim und kräftig darbringen und alle andern Weihehandlungen wirksam vollziehen können, als ein besondrer kirchlicher und bürgerlicher Stand mit besondern Privilegien vor den Laien.

Aber die Bischöfe bleiben nicht mehr die Beamten nur der Einzelgemeinde. Im Kampfe mit Judentum und Heidentum, mit Ketzern und Sektentum schließt sich nämlich die Masse der kirchlichen Christen zu einer äußern Einheit mit rechtlich politischer Ordnung und Gliederung zusammen. Die „Kirche“ wird eine in sich geschlossene und gegliederte, einheitliche Gemeinschaft im Staate. Das apostolische Evangelium scheint gesichert durch den in seinen Hauptbestandteilen fertigen, neutestamentlichen Kanon, durch die Glaubensregel und den jetzt auch zu Synoden zusammentretenden Episkopat. Die Geistlichkeit gilt als apostolischer Leiter und Vertreter der Gesamtkirche, das Bistum als Amt jeder einzelnen Gemeinde und aller Gemeinden zugleich. Die Zugehörigkeit zur „Kirche“ wird abhängig von der Unterordnung unter den Bischof. Aber diese neue, wohlorganisirte und auch äußerlich erkennbare Kirche, die sich mit besondrer Vorliebe als die eine, heilige, allgemeine, apostolische Kirche rühmt, ist nicht mehr die in Hoffnung und Glauben selige und in Zucht und Liebe reine Gemeinschaft derer, die des zukünftigen Heiles in ihrem Herrn Jesu Christo gewiß sind, sondern die Anstalt, welche, selige und unselige, reine und unreine Glieder umschließend, mit ihren übernatürlichen, sakramentalen Gaben, Kräften und Ordnungen ihre Angehörigen für das Heil erzieht und ihnen dies Ziel ermöglicht, aber nicht sichert. Sie ist die eine, heilige, apostolische Kirche lediglich durch die Hierarchie: wo das bischöfliche Amt nicht ist, da ist auch nicht Kirche, Christentum, Sündenvergebung, Seligkeit oder Hoffnung des Heils. Die Predigt der Apostel und Evangelisten ist verhallt, die glühende, sehnsüchtige Hoffnung gedämpft, das allgemeine Priestertum dahin. Aber stark und erfahren, mit allen Mitteln gerüstet, eine imponirende Macht, geht die altkatholische „Kirche“ dem Entscheidungskampfe entgegen.

Hier ist also eine staatsfreie, vom Klerus regierte, mit hirtenamtlicher Arbeitsorganisation ausgestattete Kirche — die Kirche des dritten Jahrhunderts. In allen Gegenden und in allen Ständen ausgebreitet, hat sie den furchtbarsten Verfolgungen getrotzt und ohne Waffen, aus tausend Wunden blutend, mit himmlischer Kraft und weltlicher Gewandtheit zugleich dem zürnenden Weltstaat das Schwert aus der Hand gerungen. Ihre Verdienste sollen nicht verkannt werden. Tausenden und Abertausenden hat sie Erkenntnisse und Segnungen des Christentums gebracht. Sie hat in großartigem Umfange und vielseitigem Betriebe Liebesthätigkeit und Armenpflege geübt innerhalb der einzelnen Gemeinden und der ganzen Kirche, mit ausgedehnter Organisation, die Wunden eines siechen Staatskörpers heilend. Sie hat, gehorsam der Obrigkeit, betend für Kaiser und Reich

selbst in den Zeiten der Verfolgung, den Gedanken der Empörung von sich ferngehalten und, hie und da schon auf staatliche und bürgerliche Interessen eingehend, einen passiven Widerstand durchgeführt gegen dasjenige, was ihr als sündhaft galt. Das Familienleben, die eheliche Treue, die Kinderzucht hat sie gehoben und veredelt. Aber ihr eignes Wesen hat sie nicht bloß äußerlich verändert. Sie ist gewachsen und mächtig geworden besonders dadurch, daß sie die Art des Staates äußerlich und innerlich annahm und nachahmte. Und indem sie ihre Thore weit öffnete, hat sie ihre Anforderungen wie ihre Verheißungen bedeutend herabgestimmt und große Massen unreifer, schwacher und unwürdiger Glieder in sich aufgenommen. Sie hat die alten, sozialen Unterschiede, welche das apostolische Christentum ausgeglichen hatte, den Gegensatz zwischen Freien und Unfreien, Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Vornehmen und Geringen wieder hervortreten lassen und den kirchlichen Gegensatz von Laien und Geistlichen, von Asketen und Weltchristen, von christlichen Philosophen und bürgerlichen Christen neu hinzugefügt. Sie hat die theologische Spekulation mit dem Evangelium vermengt und zwischen einer doppelten Sittlichkeit, einer für vollkommene Christen und einer für die christlichen Massen, zu scheiden angefangen. Vor allem aber hat sie mit Kultus und Verfassung weltlichen Pomp, mit dem Gemeindeleben weltliche Laxheit, mit der Liebesthätigkeit irdische Interessen zu vereinen begonnen. Schon zu Anfang des dritten Jahrhunderts finden sich häufige, laute, schmerzliche Klagen über Herrschsucht, Gewinnsucht, Untreue, Nachlässigkeit, Unerfahrenheit, Unfrömmigkeit und Ungerechtigkeit der Bischöfe, über Verwilderung der Gemeinden besonders in den großen Städten, über Verweltlichung, Sittenlosigkeit und Strebertum im Klerus, über Unfähigkeit und Charakterlosigkeit bei Lehrern und Predigern, über schlechten Kirchenbesuch, Unaufmerksamkeit beim Kultus, Unwirksamkeit der Predigt und rein äußerliche Kirchlichkeit im Volke. Ja, es ist selbst der Fall zu verzeichnen, daß hadernde Bischöfe dieser staatsfreien Kirche den heidnischen Kaiser zum Schiedsrichter gegeneinander anriefen! Kurz, nicht erst mit der Verstaatlichung des Christentums ist die Welt in die Kirche eingezogen, sondern mit der Ausgestaltung der Kirche zu einem einheitlichen, äußerlich erkennbaren, rechtlich geordneten Organismus.

Eine solche Kirche, die selbst die Züge des Staates an sich trägt, hat überhaupt nur die Wahl, entweder sich dem Staate zu fügen und einzugliedern oder den Staat zu beherrschen und, wo er sich nicht unterordnet, zu bekämpfen. Der Weg der altkatholischen Kirche mußte entweder zum Staatskirchentum oder zum Kirchenstaat führen. Die Kirchengeschichte entrollt vor uns jede dieser beiden Entwicklungen: der christliche Orient hat die Entfaltung der Reichskirche erlebt, das Abendland unter Roms Führung das Aufkommen eines Kirchenstaates, des römischen Papstreiches.

Der Uebergang der altkatholischen staatsfreien Kirche in die Reichskirche ist leicht verständlich: es bedurfte lediglich der Anerkennung und Begünstigung seitens des Staates, so war der Stand der Reichskirche, wie wir ihn im vorigen Artikel für das vierte und fünfte Jahrhundert skizzirt haben, ohne weiteres gegeben. Dauert ein solches Verhältnis zwischen „Staat" und „Kirche" Jahrhunderte hindurch fort, so treten immer schärfer und unangenehmer die Züge hervor, welche man cäsaropapistisch oder byzantinisch zu nennen pflegt. Das Morgenland legt bis auf den heutigen Tag von solcher Ehe zwischen Staat und Kirche Zeugnis ab.

Aber nicht minder verständlich ist im Abendlande die Umwandlung der altkatholischen Kirche in das römische Papstreich. Man gedenke aller der Faktoren, welche das Entstehen des römischen Primats begünstigten, der glorreichen Vergangenheit und dauernden Bedeutung der Tiberstadt, der hervorragenden Stellung der römischen Gemeinde, der Erinnerungen an das apostolische Doppelgestirn, der manchen verdienten und großen römischen Bischöfe; und dann erinnere man sich, daß das römische Bistum im Abendlande nicht nur ohne kirchlichen Rivalen war, sondern durch die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel gerade durch Konstantin von dem unmittelbaren Drucke des Hofes befreit und als die höchste Macht im Westreiche hingestellt wurde; man rechne dazu, daß die Kirche mitten in den Stürmen der Völkerwanderung als die einzig feste und imponirende Macht, als die Erbin aller wirklichen Güter und Kräfte der antiken Welt dastand und als ihr Haupt das römische Bistum tröstend, helfend, rettend, mildernd in dem Wechsel der Zeiten: so wird man es begreifen, wie die altkatholische Kirche im Abendlande zum Papstreich sich entwickelte, mit allen Vorteilen, Kräften, Mitteln und Organen der Reichskirche ausgerüstet, aber ohne ihre Fesseln, frei, selbständig, stark und weltumfassenden Idealen und Zielen zugewendet.

Es ist ein gewaltiges, wundersames Ideal, an dessen Verwirklichung das Papsttum arbeitet: eine theokratische, kirchliche Universalmonarchie, ein großes, sichtbares Gottesreich, alle Völker zu einer Familie unter der Obhut, Leitung und Pflege der Kirche sammelnd, und über ihnen als Stellvertreter Christi und Gottes der Papst, der unfehlbare, selbst ein Fürst, aber über alle weltlichen Fürsten kraft seiner einzigartigen Machtbefugnis erhaben, sodaß selbst das Kaisertum die Krone aus seinen Händen empfängt, ihm huldigt und in frommer Folgsamkeit gegenüber dem unerschütterlichen Felsen Petri den Willen Gottes ausführt. Wie scheinen alle Entwicklungen der Geschichte, alle Mächte des Lebens, alle Ordnungen der Welt diesem großen Ziele dienstbar, von Gott bestimmt, das Papsttum und sein heiliges Recht und Reich emporzuheben und durch die wechselnden Geschicke der Völker und Staaten als die einzige, beständige Macht hindurchzuführen! Der Bruch mit dem Morgenlande, die Verbindung gerade mit den fränkischen Herrschern, der tausendjährige Kampf mit dem Kaisertum, Siege und Niederlagen, Reichstage und Konzilien, Kriegszüge und Handelsfahrten, rechtmäßig erworbene und widerrechtlich angeeignete Privilegien, echte und gefälschte Urkunden, Legenden und Dichtungen, das Wort der Schrift und die Macht der Tradition, die Mission und die Inquisition, das Mönchtum und das geistliche Rittertum, die Blüten des Volkslebens und der Verfall der Dynastien, die geistliche Armut und das kirchliche Vermögen, der Bann und der Ablaß, das Interdikt und das Jubeljahr, die Scheiterhaufen und die Heiligsprechungen, das Frohnleichnamsfest und die Karnevalslust, die Seligkeit mystischer Gottversenkung und die Angst vor Hölle und Fegefeuer, Kreuzzüge und Ketzerjagden, die Werke der Kunst und die dialektische Arbeit der Scholastik, die Gunst und die Feindschaft der Fürsten, die Gesetze und die Ungesetzlichkeiten der Völker, die Errichtung und die Gefährdung des Kirchenstaates, die Bilder der Vergangenheit und die Nöte und Aufgaben der Gegenwart, die Hoheit der Ideen und die Gewalt der Thatsachen, die Lüge und die Wahrheit, die ganze Fülle weltlicher Mächte und himmlischer Segnungen: alle diese Kräfte, Werkzeuge und Ordnungen haben das römische Papstreich, den römischen Gottesstaat zu bauen mitgeholfen. Es ist keine Kirche mehr, sondern ein Reich, ein Staat mit dem Doppelangesicht göttlicher und weltlicher Herkunft. Eine „Kirche" im rechten Sinne treibt nie Politik, braucht nie diplomatische Künste und Kniffe, verfolgt nie weltliche Interessen: das Papsttum ist Meister in allen diesen Gebieten und den weltlichen Staaten darin noch überlegen. Es hat sich in allen Lagen zurechtzufinden und zu erhalten gewußt. Den rechtlichen und staatlichen Ordnungen des alten römischen Reiches hat es sich auf das Innigste angeschmiegt; den werdenden germanischen Staaten des Mittelalters gegenüber hat es sofort die Rolle einer freien, einflußreichen, schützenden Macht übernommen und seinerseits die Verhältnisse zum Staat zu regeln versucht. Es hat sich in die Anordnungen und Entscheidungen der kraftvollen Kaiser zu fügen gewußt, welche die staatliche Oberhoheit als selbstverständlich ansahen und in die kirchlichen Verhältnisse mit starkem Wohlwollen oder königlicher Willkür ordnend, beschränkend, bessernd, bildend eingriffen; ja, es hat erleben müssen, wie Nachfolger Petri von Kaisern und Konzilien abgesetzt wurden. Und wiederum hat es, sobald sich die Gelegenheit bot, seine alten Ansprüche auf kirchliche Selbständigkeit und Herrschaft erneuert und verschärft, jene Ansprüche, die Papst Bonifazius VIII. in der Bulle Unam sanctam 1302 seinem fürstlichen Gegner gegenüber dahin zusammenfaßte, daß der Glaube an die absolute Machtvollkommenheit des Papstes

über alle Kreatur auf Erden zur Seligkeit unbedingt nötig und daß alle weltliche Gewalt vom Papste dem Fürsten zum Lehen gegeben sei. Bald im Bunde, bald in Feindschaft mit den Staaten, bald verheißend, bald drohend, bald stärkend und bald zersetzend, mit Gunstbezeugungen und Feindseligkeiten, mit Gewissensdruck und weltlicher Klugheit, mit frommem und teuflischem Rat, hier die Tradition vertretend auch in verrotteter Gestalt, dort zu Reformen geneigt oder mit dem Fortschritt und der Aufklärung buhlend, in Blüte und Verfall, in Niedrigkeit und Macht, trotz Entartung, Exil, Kerker und Kirchenspaltung doch immer Vertreter derselben großen Idee: so hat das Papsttum die Zeiten überdauert und ist in dem modernen Leben die einzige geschichtliche Größe, welche die Tage des alten Roms mit der Gegenwart ohne Unterbrechung verbindet. Einzelne gewaltige Persönlichkeiten haben es, die Gunst der Umstände und die Größe der Aufgabe erkennend, dereinst zur Entfaltung gebracht. Später hat die Institution die Personen der Päpste getragen und erhoben, ihre Schwächen ausgeglichen, ihren Willen gestählt oder umgebogen. An der Einheit der Idee sind die Generationen und Zeitalter spurlos vorübergegangen: die Ziele und Mittel Gregors VII., die Macht Innocenz' III., die Anmaßung Bonifazius VIII., die Staatskünste der Päpste unsers Jahrhunderts sind von demselben Geiste beseelt, und der Zentrumsführer darf noch heute offen erklären: „Der Papst regiert die Welt!" Die Mittel und Methoden dieses Weltregiments wechseln: Geld und Blut, Recht und Gewalt, Nachgiebigkeit und Eigensinn, demütige und anmaßende Worte, alles hat seine Zeit. Die Ansprüche und die Ziele bleiben dieselben: ein Weltreich im Namen Gottes. Es ist ein Fels im Meer, dieses Papstreich. Alles kann es ertragen, den Widerspruch und die Feindschaft des Staates, die Künste der Diplomatie, den Ansturm der Heere, die Sünde und die Lust der Welt, die Unwissenheit des Volkes wie die Aufklärung, die Barbarei wie die Kultur, nur vor Einer Macht flieht es, Eines scheut es wie den Tod: das lautere Wort des Evangeliums, das die Seelen frei macht. Vor der wahren „Kirche," der lebendigen Christenheit, der Gemeinschaft rechten Glaubens und Betens, hält jenes Afterbild des Gottesreiches nicht Stand. Der rechte Glaube ist der Tod der päpstlichen Herrschaft.

Die Reformation hat das lebendige, klare Bewußtsein, die evangelische Wahrheit von dem rechten Wesen der Kirche wiedergeweckt. Welches ist die Kirche, die allein des Evangeliums sich freuen darf? Nicht das Papstreich, überhaupt nicht ein rechtlich staatlicher Organismus oder eine völkererziehende Gnadenanstalt. Die Kirche, von der die Reformation ihr Recht ableitet und im kleinen Katechismus allen Christen Zeugnis ablegt, ist die ganze, wahre Christenheit, unsichtbar insofern, als kein menschliches Auge und Urteil ihre einzelnen Glieder mit Sicherheit bezeichnen kann, sichtbar insofern, als der gläubige Christ überall da, wo Evangelium und Sakrament ist, von dem Vorhandensein dieser geistigen Gemeinschaft überzeugt sein darf. Diese heilige Christenheit auf Erden, die ihre Glieder zählt unter allen Konfessionen und Völkern, in allen Ständen und Zeiten, und welche die Bürgschaft ewigen Bestandes hat, ist die Kirche. Denn sie ist die Gemeinschaft, die gezeugt und genährt aus Gottes Wort, verbunden ist durch das lebendige Vertrauen auf ihren Herrn und Heiland und durch das Gebet zum himmlischen Vater. Sie hat das Evangelium und die Sündenvergebung als ihren köstlichen Besitz und damit zugleich Pflicht und Recht, dies Evangelium auszubreiten. Dieser Pflicht genügen alle ihre Glieder, ein jedes in seinem Kreise und mit seinen Mitteln, in besonderm Berufe aber die Träger des geistlichen Amtes, denen die öffentliche, regelmäßige Verkündigung des göttlichen Evangeliums von der Gemeinde übertragen ist. So ist das Amt im Sinne der Reformation wie des Urchristentums nicht eine richtende, herrschende, entscheidende Behörde über der Kirche, sondern ein Dienst und eine Thätigkeit in der Christenheit. Wer aber wirklich ein Glied in dieser wahren „Kirche" ist, dem ist der Besitz des Heiles nicht bloß ermöglicht und anstaltlich verbürgt, sondern er hat persönlich das Heil und die Heilsgewißheit. Freilich darf er sie nicht auf den Wegen suchen, welche die römische Kirche anweist: durch Unterordnung unter das hierarchische Amt, durch regelmäßige Benutzung des sakramentalen Gnadenapparates, durch „kirchliche" Uebungen, Leistungen und Werke. Das Evangelium weist den Suchenden hinweg von allen menschlichen Werken, Satzungen, Stimmungen und Ansichten, fort auch von allem „kirchlichen" Handeln, allein auf die Gnade Gottes in Christo Jesu. Diese muß im schlichten, kindlichen Vertrauen hingenommen werden. Wirklich gläubig sein und der „Kirche" angehören, ist ohne weiteres dasselbe.

Diese „Kirche" oder Christenheit, wie die Reformatoren sie verstanden, ist überall da vorhanden und überall da frei und selbständig, wo wirklich Evangelium ist. Sie ist und bleibt auch stets die Eine, Heilige. Es war durchaus nicht Luthers Absicht, eine Kirche oder mehrere Kirchen zu gründen, sondern er wollte die zum Papstreiche verwandelte Kirche oder richtiger die unter das Papstreich geknechteten Christen an ihre eigentlichen Gaben und Aufgaben, an ihren Ursprung und ihr Ziel mahnen und die wahre „Kirche," von deren ununterbrochenem Dasein er überzeugt war, wieder der Welt vor Augen stellen. Die Katechismen Luthers, das Augsburger Bekenntnis, die Apologie, die schmalkaldischen Artikel sind von ihren Verfassern nicht als Bekenntnisse einer rechtlich geordneten, evangelischen Sonderkirche, als Verfassungsurkunden einer oder mehrerer protestantischen Landeskirchen entworfen worden, sondern als Zeugnisse dessen, was in der wahren, einzigen „Kirche," in der Christenheit rechtens sei. Mit andern Worten: es sind ursprünglich nicht Grundlagen für die Bildung neuer, kirchenrechtlicher oder staatskirchlicher Korporationen und Organismen, sondern Reformationsschriften, Zeugnisse im Namen der ganzen Einen heiligen Christenheit. Zu rechtlichen Grundlagen neuer, selbständiger „Kirchen" sind sie erst geworden durch die Epigonen der Reformation, durch die Fürsten und Stände, Theologen und Juristen, welche unter dem Eindrucke der politischen Schwankungen und Gefahren, der Gegenreformation und der revolutionären Strömungen den sauer erworbenen und mühsam verteidigten Besitzstand des evangelischen Bekenntnisses dann am sichersten und einfachsten zu schützen meinten, wenn sie schleunigst die Evangelischen unter einem staatsrechtlichen Notdach sammelten. Diese staatsrechtliche Sicherung ist durchgesetzt. Freilich geschah dies nicht ohne schädigenden Streit und dauernde Zersplitterung der evangelischen Stände unter einander und nicht ohne eine gewisse Veräußerlichung und Veränderung der reformatorischen Tendenzen. Seit jener Zeit bietet sich uns das Bild einer ganzen Reihe rechtlich anerkannter, evangelischen Anschauungen zugewandter, den staatlichen Ordnungen mannichfach eingegliederter Organismen, die in ihrer Sonderexistenz den Namen „Kirchen" führen. Es ist deutlich, daß hier das Wort „Kirche" in ganz anderm Sinne gebraucht und verstanden wird als von den ältesten Christen und den Reformatoren. Leider ist der gewöhnliche Sprachgebrauch der Gegenwart fast nur von diesem kirchenrechtlichen Verständnis der letzten Jahrhunderte, nicht aber vom Neuen Testament und den reformatorischen Zeugnissen beherrscht. Dadurch ist die Verwirrung über „kirchliche" Fragen erheblich vermehrt. Nur die rechtlich staatliche Anschauung kennt eine katholische und eine oder mehrere „evangelische Kirchen." Das Papstreich macht seinerseits den Anspruch, „die Kirche" zu sein, und spricht allen Evangelischen die Zugehörigkeit zur Kirche ab. Indem wir solchem Anspruch widersprechen, identifiziren wir nun nicht unserseits „die Kirche" mit dem Gebiete des Protestantismus oder mit irgendeiner der evangelischen Kirchenkorporationen, sondern bleiben uns dessen deutlich bewußt, daß das Wort Kirche ebenso wie die Bezeichnung Staat einen sehr verschiednen Inhalt einschließen kann.

Die Reformation hat an Verfassungsfragen erst ein abgeleitetes Interesse gehabt. An sich erscheint den Reformatoren keine bestimmte Verfassung für die christliche Gemeinschaft als die mustergiltige und spezifisch christliche. Ebenso wenig haben sie, so sehr sie die Obrigkeit als selbständige göttliche Ordnung ehrten, eine bestimmte Verbindung der Kirche mit dem Staat als notwendig und allein berechtigt hingestellt. Luthers eigne Aeußerungen über die Stellung der Obrigkeit sind schwankend. Vor 1523 schreibt er der weltlichen Obrigkeit Recht und Pflicht zu, in kirchlichen Dingen reformirend einzugreifen, falls die

kirchlichen Beamten ihre Pflichten vernachlässigten. Später hat er sie allein auf das Gebiet der weltlichen Dinge verwiesen. Wenn aber Luther mit Freuden bei seinem Reformationswerk die helfende, schützende, stützende Hand der weltlichen Obrigkeit ergriff, so war ein solches Verfahren bedeutsam und wertvoll, insofern schon dadurch ein andres Kirchenprinzip als das römische zum Ausdruck kam und allein so in jener Zeit eine wirkliche Volkskirche erhalten werden konnte. Neu und protestantisch war indes auch der Gedanke einer landesherrlichen Kirchenhoheit keineswegs. Denn schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten da, wo Papsttum und Kirche unfähig oder unlustig zur Besserung waren, Kaiser und Reich und in ihren eignen Territorien einzelne Landesherren die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse als ein Recht und eine Pflicht ihres Berufs energisch in Angriff genommen.

Will man die einzelnen, rechtlichen Beziehungen zwischen den Staaten und den kirchlichen Gemeinschaften, wie sie durch die Reformation und seit der Reformation entstanden sind, verstehen, bekämpfen, lösen oder aufrecht erhalten, so wird es unumgänglich nötig sein, die großen Unterschiede der rechtlichen, staatlichen und religiös-kirchlichen Begriffe und Verhältnisse zwischen dem sechzehnten Jahrhundert und unsrer Zeit richtig zu würdigen. Fragt man aber nach Freiheit und Selbständigkeit der Kirche im evangelischen Sinne, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dafür die Kirchenverfassung und ihre Eingliederung in den staatlichen Organismus nebensächlich ist. Frei ist die Kirche, wo das Evangelium lauter und rein öffentlich gepredigt werden darf, und selbständig, wo die einzelnen Christen — nicht bloß die Geistlichen, sondern ebenso die Laien — im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor Gott persönlich freie, selbständige Charaktere sind durch den Glauben.

Nach dieser Wanderung durch die Geschichte wenden wir uns zum Schluß noch einmal dem Antrag Hammerstein zu. □

Johann Sebastian Bachs Matthäus-Passion

2

Die madrigalischen, lyrisch betrachtenden Rezitative haben obligate zusammenhängende Instrumentalbegleitung. Dieselbe folgt aber den Worten nicht im einzelnen, sondern führt ein Motiv durch, wie das Niederfallen des Heilandes oder das sanft sich kräuselnde Fließen bei der Salbung und ähnliches. Es sind kurze Zwischennummern, die meist zu den Arien überleiten.

Wenn bei den madrigalischen Rezitativen der Hauptsinn erst am Ende hervortritt, liegt bei den Arien der Schwerpunkt sogleich in der ersten Zeile. Sie zerfallen meist in drei Teile. Zwischen ihnen befinden sich Ritornelle, d. h. die Instrumente spielen ohne die Singstimme. Diese konzertirt in den Arien mit einem Instrument; so in der Arie „Ich will bei meinem Jesu wachen“ Tenor mit Oboe, in der Arie „Erbarme dich“ Alt mit Violine; ein wunderlieblicher Wettgesang der lebendigen menschlichen Stimme mit der instrumentalen aus Holz oder Metall, der die verborgensten und feinsten Empfindungen aus den tiefsten Tiefen des Herzens emporsteigen läßt. Die Stimmen der Tochter Zion sind nicht sowohl Stimmen aus der Gemeinde, als vielmehr Stimmen an die Gemeinde; die gläubige Seele hat sich gleichsam in tiefe Einsamkeit zurückgezogen und begleitet Jesum auf seinem Leidenswege mit schuldbewußtem, erlösungsbedürftigem, dankerfülltem Herzen. Hier kommt die ganze Verinnerlichung und Vertiefung des Gefühlsleben zum Ausdruck, die wir dem Pietismus verdanken, aber ohne Tändelei und Spielerei. Auch das Hohelied ist einmal und zwar durchaus ungesucht und würdig benutzt. Beim Beginn des zweiten Teiles nach der Gefangennahme klagt die Tochter Zion: „Ach, nun ist mein Jesus hin,“ und der zweite Chor singt: „Wo ist denn dein Freund hingegangen, o du Schönste unter den Weibern?“ (Hohesl. 6, 1) und so fort in innigem Wechselgesange.

Während die biblischen Chöre kurz, aber komplizirt gehalten sind, breiten sich in den madrigalischen Chören einfache Formen aus, die in ihrem dreiteiligen Aufbau und mit ihren Ritornellen an die Arien erinnern. Auch sie werden durch arienartige oder rezitative Stücke eingeleitet. Im ersten Teile ist z. B. nach der Gefangennahme zunächst der Tochter Zion (erster Chor) ein Duett in den Mund gelegt. Sopran und Alt singen: „So ist mein Jesus nun gefangen, Mond und Licht ist vor Schmerzen untergangen“; mitten hinein in dieses Duett erklingen bereits kurze, leidenschaftliche Rufe des zweiten Chores: „Laßt ihn, haltet, bindet nicht!“ Hierauf vereinigen sich beide Chöre zu jenem leidenschaftlichen Vivace: „Sind Blitze, sind Donner in Wolken verschwunden, eröffne den feurigen Abgrund, o Hölle“ — eine der wenigen Stellen, in denen der milde Grundton des Ganzen unterbrochen wird. Wieder in andrer, fast noch kunstvollerer Weise wird der madrigalische Schlußchor eingeleitet. Demselben geht ein Rezitativ mit Chor voraus. Eine Baßstimme des ersten Chores beginnt: „Nun ist der Herr zu Ruh gebracht.“ Darauf singt der zweite Chor: „Mein Jesus, gute Nacht!“ Eine Tenorstimme führt im ersten Chor das Rezitativ weiter: „Die Müh ist aus, die unsre Sünden ihm gemacht.“ Nachdem der andre Chor denselben Abschiedsgruß wiederholt hat, treten auch Alt- und Sopranstimme hervor, und der Chor wiederholt zum dritten und vierten male dieselben Worte; beim Chor geht die Führung der Melodie des Gutenachtwunsches dabei ebenfalls durch alle vier Stimmen, aber in andrer Reihenfolge. Nach diesem Vorspiel folgt nun seitens beider Chöre der Schlußchor: „Wir setzen uns mit Thränen nieder und rufen dir im Grabe zu: Ruhe sanfte, sanfte Ruh!“ in welchem Schmerz und Seligkeit, einzigartig verbunden, in fast endlosem „Ruhe sanfte Ruh“ austönen.

Wie alle die verschiedenartigen Bestandteile der Passion, so sind auch die Choräle kunstvoll behandelt und keineswegs, auch wenn sie ganz schlicht gesetzt sind, auf das Mitsingen der Gemeinde berechnet. In diesen Chorälen hat jede Stimme ihren fließenden Gang und eignen Charakter. Die Wahl der Tonart bei derselben Melodie, die Wahl der Strophe und die Stelle der Einfügung: man wird nie müde, die Meisterschaft Bachs in allen diesen Dingen zu bewundern. Paulus Gerhardt ist siebenmal vertreten mit fünf Strophen aus „O Haupt voll Blut und Wunden,“ dem Lieblingschorale Bachs, mit zwei aus „O Welt, sieh hier dein Leben,“ Johann Heermann dreimal mit seinem „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“ Zu den erschütterndsten Momenten des Werkes gehört, nach den Worten des Evangelisten: „Aber Jesus schrie abermals laut und verschied,“ der Eintritt der Strophe: „Wenn ich einmal soll scheiden.“ Sie ist ziemlich tief gesetzt und wirkt, zumal man jetzt allgemein Orgel und Instrumente dabei schweigen läßt, unbeschreiblich und unvergeßlich.

Bachs ganze Kunstrichtung ging von der Orgelmusik aus. Die deutsche Orgelmusik wiederum war eine echt nationale Frucht aus dem kirchlichen Volksgesange. In der kunstvollen Choralbearbeitung erlangte der junge Meister zuerst volle Reife, und als er zuletzt noch erblindet seinem Schwiegersohne Altnikol eine Komposition in die Feder diktirte, war's eine früher begonnene Choralbearbeitung des „Wenn wir in höchsten Nöten sein.“ Im Angesichte des Todes gab er ihr die Ueberschrift: „Vor deinen Thron tret ich hiermit!“

Auch die Matthäus-Passion hat zwei kunstvolle Choralbearbeitungen, sogenannte Choralphantasien größten Stiles. Die eine bildet die Schlußnummer des ersten Teiles; es ist die Strophe: „O Mensch, bewein' dein' Sünden groß“ von Sebaldus Heyden. Während der Sopran die Melodie durchführt, durchlaufen die übrigen Stimmen mit einander alle Stufen der in dieser Strophe enthaltenen Empfindungen; durch die reiche Instrumentalbegleitung zieht sich das Motiv des Weinens hindurch. „Wie Kinder die Knie des Vaters, sagt Marx, wie die Reben die Ulme, so umklammern Bachs Gebilde den protestantischen Choral.“

Am großartigsten aber ist die Choralform gleich beim Beginn des ganzen Werkes erweitert. Beide Chöre treten gemeinsam auf; sie stellen die Tochter Zion und die Gläubigen dar. Teils gehen sie vereint, teils trennen sie sich in der Weise, daß der zweite kurze Fragen einwirft, die sogleich vom ersten beantwortet werden. Ueber diesem Tongewoge aber schwebt, von

Sopranisten gesungen, der Choral: „O Lamm Gottes unschuldig, am Stamm des Kreuzes geschlachtet.“ Spitta sagt, dieser Satz stelle das Bild einer unter Klagegesängen sich fortbewegenden Menge dar, er erinnere an die Karfreitagsprozessionen und an die uralte Sitte, bei dem Klagegeschrei über einen Toten zu helfen: „Kommt, ihr Töchter, helft mir klagen.“ Die Worte der vereinigten Chöre entsprechen aber genau den Zeilen der Liedstrophe. Dieser Anfangschor ist wie das ganze Werk aus evangelischem Glauben heraus geboren, er enthält eine herzergreifende, erschütternde Interpretation des Johanneswortes. „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt,“ und mit Recht urteilt Wilhelm Scherer: „Die ganze Matthäus-Passion steht auf dem Standpunkte Gerhardts in dem Liede:

Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld
Der Welt und ihrer Kinder,
Es geht und büßet in Geduld
Die Sünden aller Sünder.“ —

Zum Schluß mögen noch einige Bemerkungen über die Aufführung des einzigartigen Werkes folgen.

Zu Bachs Zeiten gab es in der Thomaskirche zu Leipzig zwei Orgelchöre: das zweite befand sich über dem Altar quer über dem Kirchenraum. Das genaue Zusammengehen der beiden Chöre mag dadurch erschwert worden sein; aber für Bach waren derartige Schwierigkeiten nicht unüberwindlich, und er war ein feiner Kenner der akustischen Wirkung. Wie feierlich mag die Wirkung gewesen sein, wenn hier der Solist vortrat mit einer innigen Arie, etwa „O Schmerz, hier zittert das gequälte Herz,“ und dort der andre Chor aus der Ferne ihn begleitete gleich einer reuig betenden Gemeinde: „Was ist die Ursach aller solcher Plagen?“

Unerläßlich für Bach bei seinen Kirchenkompositionen war die Mitwirkung der Orgel. Sie sollte dem Ganzen eine einheitliche Farbe geben und die kirchliche Stimmung wahren. Das Orchester Bachs ist nicht das fein individualisirende eines Haydn oder Beethoven. Bei Bach treten die Instrumente mehr gruppenweise auf und bilden Klangmassen. Da Bach bekanntlich auch die menschliche Singstimme mehr als Tonwerkzeug behandelt, so hat man den gesamten Tonkörper in seinen Kirchenkompositionen einer Riesenorgel verglichen, mit verfeinerten, biegsamen, bis zum Sprechen individualisirten Registern. Die Sänger sollen immer über Schwierigkeiten geklagt haben: das ist wohl glaublich, zumal da Bach nur Knabenstimmen oder falsettirende Männerstimmen zur Verfügung hatte. Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß die italienische Gesangskunst damals bei uns in Blüte stand: das Falsettiren war in Uebung und Ansehen; in den Schulsingstunden wurde sehr ernst und eifrig der Triller geübt. Eine solche Knabenstimme sang damals die Arien ab, ohne das darin niedergelegte Gefühl zu erschöpfen oder auch nur annähernd zur Geltung zu bringen. Da die Matthäus-Passion ein Teil des Vespergottesdienstes am Karfreitage war, wobei der erste Teil vor, der zweite nach der Predigt gesungen wurde, so nahm man es mit dem Kunstgesange nicht so genau wie in unsern Konzertsälen oder Kirchenkonzerten. Ein allzugroßes Hervortreten persönlicher Empfindungsweise ist überhaupt gegen den Kirchenstil.

Nachdem das Werk lange geschlummert, wurde es am 11. März 1829, hundert Jahre nach seiner Entstehung, durch Felix Mendelssohn in der Berliner Singakademie erneuert. Es mußte damals gleich dreimal nacheinander wiederholt werden.

Eduard Devrient erzählt uns in seinen Erinnerungen an Mendelssohn die Vorbereitungen: wie die Großmutter dem Felix die Abschrift vom alten Zelter verschafft und sie ihm 1823 auf den Weihnachtstisch legt, wie dann Jahre lang in kleinem Kreise geübt und endlich der dreiste Entschluß gefaßt wird, alle Hindernisse zu besiegen, wie Zelter, der Direktor der Singakademie, gewonnen wird, die Solisten geladen und alles glücklich zu Ende geführt. Auch Zelter erwähnt die Aufführung in seinem Briefwechsel mit Goethe. „Man könnte sagen — schreibt er über die Matthäus-Passion —, das Ganze wäre ein Organon, worin jede Pfeife mit Vernunft, Kraft und Willen begabt sei, ohne Zwang, ohne Manier. Da ist kein Duett, keine Fuge, kein Anfang, kein Ende, und doch alles wie eins und jedes am Orte, was es allein und zusammen ist.“ Goethe wünscht dem Freunde Glück; sein Brief habe ihn denken gemacht: „es ist mir, als wenn ich von ferne das Meer brausen höre.“ Seitdem ist dieses Denkmal deutscher Kunst in allen musikliebenden großen Städten populär; in Berlin war es während der Karwoche des letzten Jahres viermal zu hören.

„Wir haben ein jeder an seinem Teile die Pflicht, dazu beizutragen — sagt Spitta am Ende seines fast zweitausend Seiten umfassenden Werkes über Bach —, daß dieser Große immer weiteren Kreisen unsers Volkes verständlich und vertraut werde.“ Und wenn jemand sich auch nicht musikverständig vorkommt, er gehe dennoch in diese Aufführungen der Matthäus-Passion, er wird gewiß eine Einwirkung davontragen, ein Brausen und Rauschen vernehmen, ein Rauschen der Ewigkeit.

A J

Auch eine Parallele

Es ist sonst nicht Sitte, daß man über ein erst im Erscheinen begriffenes Werk urteilt, ehe es vollendet vorliegt. Wir erkennen das gute Recht dieser Sitte an, hoffen aber nicht uns selbst zu widersprechen, wenn wir im Nachstehenden auf eine Verirrung aufmerksam machen, die uns als ein charakteristisches Merkmal erscheint, genauer als ein Krankheitssymptom des deutschen Geisteslebens. Wir hätten gern gesagt — des deutschen Protestantismus, aber derjenige, der besagte Parallele gezogen hat, wird diesen Protestantismus nur als eine geschichtliche Größe anerkennen, über die er selbst hinausgeschritten ist. Oder thun wir ein Unrecht, wenn wir sagen: wer den Vater der Reformation, unsern Luther, auf gleiche Stufe stellt mit dem Urheber der Gegenreformation, dem Stifter des Jesuitenordens, der steht nicht mehr innerhalb des Protestantismus und hat diesen nicht einmal nach seiner negativen Seite, geschweige nach seiner positiven verstanden? Diese Parallele hat nämlich Johannes Scherr in seinem nachgelassenen Werk über den Jesuitenorden, das in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Spemann, Berlin und Stuttgart, 1886/87, Heft 6) zu erscheinen angefangen hat, wirklich aufgestellt.

Zwar eine Parallele zwischen beiden außerordentlichen Männern zu ziehen, liegt freilich nahe; Ranke hat das in seiner geistvollen Weise gethan, und andre sind ihm gefolgt. Aber Scherrs Leistung ist ganz eigner Art. Wie willkommen muß seine Parallele für diejenigen sein, die alles, was Religion heißt, in einen Topf werfen, die da sagen: ob so oder so, es kommt doch auf eines hinaus, die Religion ist der alte Krebsschaden der Menschheit und wir allein sind die folgerichtigen Denker, wir verwerfen den Syllabus und das Evangelium, den Ignatius Loyola wie den Martin Luther. Es ist bekannt, wo solche Sprache geführt wird, auch daß man sich da gerne auf solche Namen beruft, die ein gewisses Ansehen genießen. Ja, es giebt selbst Leute im lieben deutschen Vaterlande, die es zwar nicht mit den Sozialdemokraten halten, diese sogar hassen, denn sie sind zu gebildet, zu vornehm, zu reich dafür, die aber doch sich die Hände reiben und ins Fäustchen lachen, wenn wieder einmal der Kirche und dem, was ihr heilig ist, eins versetzt wird, wenn vermeintliche Wissenschaft den Nachweis liefert, daß hier alles auf Beschränktheit hinausläuft.

Und in der That, das eben ist der Vergleichungspunkt, den Scherr zwischen Luther und Loyola gefunden hat. Karl Hase, der Altmeister unter unseren Kirchenhistorikern hatte den Stifter des Jesuitenordens (in seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte § 344) „einen beschränkten Kopf“ genannt; flugs wendet das Scherr auf Luther an. Es fällt ihm gar nicht ein zu fragen: Wie steht der Spanier zum Deutschen, der adelige Herr zum Bauernsohn, der Mann, der in seiner Jugend nach Scherrs eigner Bemerkung eine Entwicklung durchgemacht hatte wie Don Quixote, zu dem ernsten Mönch, der nicht einer „Herrin und Herzensgebieterin“ gleich dem „sinnreichen Caballero de la Mancha“ dienen, sondern mit seinem Gott Frieden machen wollte; der Mann, der durch das Lesen von Heiligenlegenden, mit den sinnlichsten Farben geschildert, seine Phantasie bis zum Siedegrad erhitzte, zu dem Deutschen, dem in dem schlichten und

doch großmächtigen Wort der Schrift „Der Gerechte wird seines Glaubens leben“ eine neue Welt aufgeht; jener Spanier, der sich blindlings dem heiligen Stuhl unterwirft und in seinen geistlichen Uebungen das beste Mittel erkennt, seinen Willen und selbst seine Einsicht zu töten, zu dem Reformator, der keinen Herrn über sich erkennt als seinen Herrn Christus und den Vater im Himmel, und der alle „Möncherei“, ganz besonders also jene Exerzitien, in ihrem Unwert, ja in ihrer Verderblichkeit erkannt hat? Das alles und noch vieles dazu macht dem neuesten Geschichtschreiber des Jesuitenordens keine Beschwer; Luther ist und bleibt derselbe beschränkte Kopf wie Loyola, der keine Ahnung hat von dem Reichtum der klassischen Welt, wie sie der Humanismus aufgeschlossen hat, beschränkt, weil er ein Theolog ist und als solcher die Welt betrachtet, und weil er „auf der Thatsache der Bibel stund,“ wie Ignatius auf der Thatsache des Papsttums. Scherr macht dann die wohl geistreich sein sollende, aber ganz verunglückte Vergleichung, daß die beiden sich im Fall jener Hindus befunden hätten, welche glauben, die Welt stehe auf einem riesigen Elefanten, aber nie daran denken, die Frage aufzuwerfen, worauf denn der welttragende Elefant selber stehe. Daraus würde natürlich folgen, daß, wenn einmal die historische Kritik das Märlein von der Stiftung Petri bloß gelegt, und wenn die Wissenschaft die Füße des „welttragenden Bibelelefanten“ abgebrochen hätte, Papsttum und Luthertum, um den kurzen Ausdruck zu gebrauchen, dahinsinken würden. Schade nur, daß der Mann vergessen hat, sich zu fragen, warum denn beides noch steht, trotzdem daß jene Bedingungen längst erfüllt sind, was die Schrift betrifft, sogar von Luther selbst, der bekanntlich die erste positiv kritische Arbeit an ihr vornahm. Es ist nicht einmal vom Papsttum richtig, daß es „haltlos in der Welt stünde,“ sobald man sein geschichtliches Fundament untersucht; das ist ja längst geschehen und zwar auch von Katholiken, die aber dann nach Kardinal Mannings Rezept handeln: „Das Dogma korrigirt die Geschichte.“ Darum ist klar, daß auch die Wurzeln dieses Instituts tiefer gesenkt sind, als bis zum Felsen Petri hin. Was aber sollen wir erst von der Kirche des Evangeliums sagen? „Die Autorität der kirchlichen Tradition“ hat ihr Luther selbst „unter den Füßen vorgezogen,“ der Tradition im kirchlichen, d. h. römischen Sinne des Wortes, nicht der geschichtlichen Tradition; denn Luther hatte einen fein ausgebildeten geschichtlichen Sinn. Darum war ihm das wüste Treiben, das Zerstören von Grund aus, wie es die Wiedertäufer übten, zuwider. Aber wenn er auch wohl erkannte, daß die Geschichte der Menschheit nicht einem abzuhaspelnden Faden gleiche, sondern oft neu anknüpfen müsse, so hat er eben dieses Anknüpfen für hochwichtig gehalten, und darum griff er auf die Zeit der Apostel zurück. Deshalb ist auch die Ansicht, die neuerdings zum Vorschein kommt und die einer eignen Prüfung bedarf, ganz falsch, wonach Luther ein neuer Religionsstifter, kein Reformator wäre. Ja, Luther hatte einen sehr konservativen Sinn, aber in ganz andrer Weise als Loyola. Dieser will die Welt beherrschen, jener will ihr dienen; dieser greift darum zu derjenigen Institution, die schon einmal diese Weltherrschaft gehabt und geübt, und kein Mittel ist ihm zu schlecht, zu seinem Ziel zu kommen, jener aber steht in der Wahrheit und darum in der Freiheit; dieser haßt oder verachtet die Welt, jener liebt sie; dieser hat kein Verständnis für alle die edleren, zarteren Regungen des menschlichen Herzens, jenem schlägt selbst ein Herz voll frischer, gesunder Empfindung im Busen, darum kann er, der Gewaltige, der gegen Fürsten und Könige streitet, unter Kindern wie ein Kind sein. Man versuche einmal Luthers Brief an sein Söhnlein Hänschen in einer Jesuitenschule zu lesen, man frage sich, ob man einen Ignaz an dem Sterbebette Magdalenens sich denken kann, wie wir den Vater Luther sehen, und man hat den ganzen Unterschied, den vollen Gegensatz zwischen beiden. Aber Luther muß der „beschränkte Kopf“ bleiben, weil er Theolog ist. Darüber verlieren wir kein Wort. Wollte Gott, alle evangelischen Pfarrer und alle Christen sonst, die Luther lieb haben und verehren und in seiner Weise das Evangelium glauben — die alle wären so „beschränkte Köpfe,“ es sähe anders in der Welt aus! A B

Bücher und Schriften

(Parallelbibel) Unter diesem Namen ist im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh die erste Lieferung einer neuen, eigenartigen Bibelausgabe erschienen. Dieselbe hat auf jeder Seite zwei größere Kolumnen, in deren erster die Lutherische Bibelübersetzung nach der Originalausgabe von 1545 steht (jedoch nicht in den ursprünglichen Sprachformen), während die andre eine neue, wortgetreue Uebersetzung des Grundtextes enthält, soweit eine solche mit den Hilfsmitteln der heutigen exegetischen Wissenschaft gegeben werden kann und muß. Neben der Lutherischen Uebersetzung befindet sich eine schmale Spalte für die Parallelstellen, neben der wörtlichen Uebersetzung eine solche für andre mögliche und von andern gegebene Uebersetzungen. Das Unternehmen ist für solche Bibelleser berechnet, welche nicht in der Lage sind, den Grundtext der Bibel zu lesen, die aber das Bedürfnis haben, sich von dem Wortlaute des Grundtextes zu überzeugen und diesen fortgehend mit ihrer Lutherbibel zu vergleichen. Und solchen Bibellesern unter den Laien wird diese neue Bibelausgabe sicherlich eine willkommene und wertvolle Gabe sein, zumal wenn das im Vorwort gegebene Versprechen durchgängig gehalten werden wird, daß bei der neuen Uebersetzung keine Nebenrücksicht, also namentlich keine Rücksicht auf eine bestimmte dogmatische Anschauung oder auf traditionelle Auffassung maßgebend sein soll, sondern einzig die Rücksicht auf gewissenhafte und sorgfältige Wiedergabe des Grundtextes. In der vorliegenden ersten Lieferung ist dieses Versprechen erfüllt. Das Werk ist auf 24 monatliche Lieferungen zu je 50 Pfennigen berechnet, sodaß das Ganze in drei Bänden von zusammen 135—140 Bogen 12 Mark kosten wird.

Es ist im Vorwort auch Stellung genommen zu der im Werke befindlichen und aus der sogenannten „Probebibel“ ersichtlichen offiziellen Revision der Lutherbibel durch das Bekenntnis: „Wenn es möglich wäre, hielten wir eine Bibel wie unsre Parallelbibel weit mehr als jede revidirte Lutherbibel für das, was jedem evangelischen Christen deutscher Zunge geboten werden sollte. Denn dieser möchte nun einmal ganz natürlich das Werk, das mit der Reformation so ganz und gar verwachsen ist, das Werk, das den Stempel des großen, von Gott geschenkten Reformators so durch und durch an sich trägt, möglichst, jedenfalls inhaltlich, intakt und unverändert behalten, kann aber oder soll vielmehr andrerseits das Interesse haben, den Quell nicht bloß der evangelischen, sondern der christlichen Kirche überhaupt, ja überhaupt der göttlichen Offenbarung so rein als möglich kennen zu lernen und deshalb aufs genaueste zu erfahren, was die Bibel nach ihrem Grundtext sagt.“ Hier ist übersehen, daß die Lutherbibel, wie sie von grundlegender Bedeutung für die Entstehung der evangelischen Kirche gewesen, so auch Eigentum derselben geworden ist, sodaß derselben in ihrer geordneten Vertretung nicht bloß das Recht zusteht, diese ihre Bibel zu revidiren, sondern auch die Pflicht erwächst, dieselbe der evangelischen Christenheit deutscher Zunge nach dem jeweiligen Stande der biblischen Wissenschaften zu geben. Und gerade eine Parallelbibel wie die vorliegende ist so recht geeignet, die Notwendigkeit einer durchgreifenden Revision der Lutherbibel, wie sie in den Händen unserer Bibelleser ist, vor Augen zu führen. Denn einmal zeigt sie in der ersten Kolumne, wenn dieselbe mit den jetzt gebrauchten Ausgaben der Lutherbibel verglichen wird, wie oft und sehr diese von der ursprünglichen Lutherübersetzung abweichen, sodaß wir eigentlich eine Lutherbibel gar nicht mehr haben. Zum andern beweist sie in ihrer zweiten Kolumne, wenn diese mit der ursprünglichen Lutherübersetzung verglichen wird, wie oft und sehr diese den Grundtext nicht richtig wiedergiebt, während doch die richtige Wiedergabe des Grundtextes der Bibel nicht bloß intellektuelles, sondern auch religiöses Interesse hat. Beide Erfahrungen aber sind es gewesen, welche zu einer Revision der Lutherbibel Anlaß und Mut gegeben haben, wie sie in der „Probebibel“ der evangelischen Christenheit zur Kenntnisnahme und Begutachtung vorlag. St

(Diasporakonferenz) Die Diasporakonferenz hat ein reichhaltiges Protokoll über ihre am 4. und 5. Oktober 1886 in Magdeburg abgehaltene Jahresversammlung veröffentlicht.

Dasselbe bietet nächst einem Referat D. Wangemanns über die in Südafrika bestehenden vierzehn deutsch-lutherischen Gemeinden, eine in hohem Grade interessante Darstellung Dr. Borchards über die Verhältnisse der deutsch-evangelischen Kirche in Südamerika. Borchard fand seiner Zeit dort, besonders in Brasilien ein überaus dankbares Feld zur Bethätigung seines organisatorischen Talents. Die Erfolge liegen vor Augen. Jetzt bestehen in Argentinien und Uruguay drei, in Brasilien vierunddreißig, in Chile drei wohl eingerichtete Gemeinden mit eigenen Geistlichen, welche zum Teil auf Veranlassung des preußischen Oberkirchenrats in ihre jetzigen Stellungen eintraten.

Soweit einzelne ausländische Gemeinden das Verlangen haben, Anschluß an die heimische Kirche zu suchen, ist die Diasporakonferenz bereit, ihnen entweder bei der preußischen oder bei einer andern deutschen Oberkirchenbehörde zum Ziele zu helfen. Ebenso sendet sie Jünglinge aus, welche geeignet sind, in einem der amerikanischen Predigerseminare für das geistliche Amt ausgebildet zu werden.

Dr. Zschimmer giebt einen Bericht über die deutsche reformirte Kirche in Nordamerika, Superintendent Lüttke über die deutsche kirchliche Presse ebenda und in Australien. Endlich macht Dr. Borchard auf die Zustände in den deutschen, holländischen und belgischen Auswanderungshäfen, besonders auf die großen Schäden des Schlaf- und Heuerbaaswesens aufmerksam, nicht ohne praktische Vorschläge zur Besserung zu geben. — Die beigegeben Korrespondenzen bringen interessante Einzelheiten aus Afrika, Australien, Amerika, Ciskaukasien, England, Holland und Italien.

Man verlangt das „Protokoll" bei Pastor Dr. Borchard in Ummendorf bei Eilsleben.

Die Mitgliedschaft bei der Konferenz wird durch einen Jahresbeitrag von mindestens 1,50 Mark erworben. Ti

Aus Nordamerika

(Beecher †) Henry Ward Beecher, der größte Kanzelredner aller Jahrhunderte, wie ihn seine Bewunderer zu nennen gewohnt waren, ist am 8. März in Brooklyn einem Schlagflusse, den er sich wahrscheinlich durch Ueberarbeitung zugezogen, erlegen. Keiner Zeitgröße hat der Kultus des Genius, die blinde, urteilslose Bewunderung ihre widerlichen Opfer in dem Maße gebracht wie diesem „Auserwählten" im Reiche der Geister. Vor wenig Wochen war Beecher in England und veranstaltete, von einem Unternehmer geführt, eine Predigtreise durch Großbritannien, die dem vielbewunderten Redner unerhörte Triumphe und der Firma große pekuniäre Erfolge einbrachte. Die Eintrittsgelder zu seinen Predigten in den größeren (nonkonformistischen) Kirchen Londons waren damals der Gegenstand mancher nicht wohlwollender Bemerkung über den geschäftsgewandten Yankee, der es jedenfalls verstanden hatte, die großen Gaben, die ihm Gott verliehen, auszunutzen, mit seinem Pfunde zu wuchern und damit seinen nach harter Arbeit erlangten Platz in der öffentlichen Meinung der nordamerikanischen Welt bis an sein Ende zu behaupten.

Beecher war 1813 in Litchfield, Connecticut, geboren, der vierte Sohn eines Mr. Lyman Beecher, der für einen der populärsten Prediger seiner Zeit galt. Im Jahre 1837 wurde er Pfarrer in Laurenceburgh, Indiana, 1839 in Indianopolis, und 1847 ging er als Pfarrer an die Plymouth-Church in Brooklyn, wo er die ganze übrige Zeit seines Lebens blieb. Hier begründete er seinen großen Rednerruhm. Der Zudrang zu seiner Kirche und Gemeinde wurde schließlich so groß, daß die Kirchenstühle alljährlich durch eine Auktion an den Meistbietenden vergeben wurden, die dem Pfarrer ein auch nach amerikanischen Verhältnissen glänzendes Jahreseinkommen (etwa 100 000 M.) sicherten. Bald nach der Uebernahme der Brooklyner Kirche wurde die öffentliche Meinung auf seine rednerische Begabung aufmerksam und feierte, namentlich während des Sezessionskrieges, in welchem Beecher seine glänzenden Gaben in den Dienst des Vaterlandes stellte, den weitherzigen Prediger, der die Aufgabe seines geistlichen Berufs keineswegs in Kanzeldienst und Seelsorge erschöpft sah, vielmehr den politischen, militärischen und sozialen Lebensbewegungen seine volle Teilnahme zuwandte, in begeisterten Zeitungsartikeln. Mit seiner Rede gelegentlich der Flaggenhissung auf Fort Sumter galt Beecher als einer der ersten Redner seiner Zeit und treuer Patriot. Gegen die Bedrückung der Sklaven und das ganze Sklavenhaltersystem, als Anwalt des Weltfriedens, der Mäßigkeitssache, sozialer und politischer Reformen war er auf der Kanzel und dem Katheder, in öffentlichen und privaten Versammlungen immer zu reden bereit. Aber in seinem ganzen Auftreten hatte der geistreiche Mann etwas Unberechenbares, Sprunghaftes; haschte er auch nicht nach dem Beifall der Menge, so wich er doch von den Wegen der gewöhnlichen Sterblichen oft ab und erregte durch seine Extravaganzen die allgemeine Aufmerksamkeit. Es kam oft vor, daß er die Kanzel seiner Kirche zu packenden politischen Ansprachen, die nur den Namen der Predigt trugen, benutzte. Einmal verursachte er in seiner Kirche eine ungeheure Bewegung, als er gelegentlich einer Predigt gegen die Sklaverei eine junge, schöne Kreolin mit auf die Kanzel brachte, die ihre Freiheit zu kaufen sich bemühte und ohne Unterstützung von fremder Seite in die Hände eines grausamen Herrn zurückgehen mußte; als Beecher für das Mädchen gesprochen, gingen die Becken herum, die Männer lehrten ihre Börsen, die Frauen gaben ihren Gold- und Diamantenschmuck, und das Mädchen war frei. Noch größeres Aufsehen erregte eine Anklage, die im Jahre 1874 von Th. Filton, einem Amtsbruder Beechers, gegen die Ehre und Sittlichkeit des letztern erhoben wurde; es wurde damals ein Untersuchungskomitee der Plymouth-Church ernannt, vor dem Beecher sich von der Anklage zu reinigen hatte. Es gelang ihm, und er wurde freigesprochen.

Als Presbyterianer geboren und erzogen, widmete Beecher seine Kräfte zuerst der presbyterianischen Sache; aber ohne tieferen Blick in das Lehrsystem seiner Kirche und vom Subjektivismus beherrscht, wandte er sich in seinen mittleren Lebensjahren dem Kongregationalismus zu, immer unter gewissen Vorbehalten. Im Jahre 1878 verkündete er öffentlich, daß er seinen früheren Glauben an die Ewigkeit der Strafen aufgegeben habe und daß er von der Vernichtung der Ungerechten, aber der Wiederversöhnung aller andern mit Gott, von einer Wiederbringung aller Dinge überzeugt sei. Infolge dieser neuen Entwicklung sah er sich genötigt, auch mit der kongregationalistischen Kirchengemeinschaft zu brechen, sodaß er schließlich, da seinem unberechenbaren Subjektivismus keine der anerkannten und bekannten Kirchen entsprach, mit seiner Gemeinde eine Kirche für sich bildete. Der Einfluß indessen, den er trotz dieser genialen Vereinsamung auf seine Landsleute ausübte, war ein tief- und weitreichender, und bis zu seinen letzten Lebensjahren war er von der allgemeinen Gunst getragen. Diese Gunst genoß er auch in denjenigen amerikanischen Kreisen, die nichts vom puritanischen Pastor wissen wollten, in ihm vielmehr den auf der Höhe der Zeitbildung stehenden Bürger und geistreichen Lehrer seines Volkes verehrten. Seine mit Freimut bekannte Ueberzeugung von der Wahrheit der Darwin-Spencerschen Evolutionslehre und seine Begeisterung für das rein menschliche, dem streng puritanischen gegenüberstehende Lebensideal waren geeignet, dem beliebten Manne auch in den der Kirche abgewandten Kreisen Ehrfurcht und Liebe zu erhalten. Diese beiden, seine ursprünglichen religiösen Grundlagen wesentlich modifizirenden Einflüsse waren auch der Grund, daß die Urteile über ihn sehr wesentlich auseinandergingen. Die Saturday Review, ein Blatt, das sich seit langen Jahren durch sein selbständiges Urteil über die in seinen Gesichtskreis tretenden Lebenserscheinungen auszeichnet und in die thränenreiche Totenklage der blinden Bewunderer Beechers nicht einzustimmen vermag, sagt von ihm, daß seine großartige Einfalt (intense villiness) das Bemerkenswerteste an dem Manne gewesen. Er habe 73 Jahre lang gelebt, ohne entdeckt zu haben, daß das Wort und die Rede, wenn sie einen wirklichen Wert haben sollen, doch mit Gedanken und Bedeutung verbunden sein müssen. „Was Frömmigkeit, Wissen und Geschmack betrifft, so giebt es auf Gottes Erdboden in allen Kirchen nur wenige Geistliche, die Mr. Beecher nicht überträfen. Wir müssen um Entschuldigung bitten, wenn wir ihn neben Mr. Spurgeon in einem Satze nennen."

Nach seiner Rückkehr aus England, wo er sich im vorigen Herbste einige Wochen aufgehalten, wurde Beecher durch seinen Verleger aufgefordert, den zweiten Band seines Life of Christ (Leben Christi) druckfertig zu machen. Als Honorar sollen ihm 30 000 Dollars (100 000 M.) geboten worden sein; eine gleiche Summe wurde ihm in Aussicht gestellt, falls er mit den ersten Lieferungen seiner Selbstbiographie beginnen wolle. Diesem buchhändlerischen Doppelauftrage scheinen seine Kräfte nicht gewachsen gewesen zu sein. B

(Philadelphia) Brooklyn kann sich nicht mehr rühmen, die amerikanische Kirchenstadt zu sein. Es ist in dem Beginne dieses Jahres von Philadelphia überflügelt worden. Dort kommt auf je 1500 Menschen eine Kirche. Seit Alters sind dort die Presbyterianer in der Majorität; ihnen folgen die Bischöflichen, dann die Methodisten und Baptisten.

(Londoner Predigttexte in New-York) In England blüht jetzt die Aera des religiösen Zensus. In den Londoner Kirchen sind die Besucher ausgezählt worden, und die Unternehmer sind zu den überraschendsten Schlüssen gekommen. In Wales hat man den Zensus ins politische Interesse gezogen und hat an einem der unwirtlichsten Tage des ganzen Winters die Kirchen ausgezählt, ohne zu sichern Ergebnissen zu gelangen. Diese Lorberen haben die Amerikaner, die immer den Uebertrumpf behalten müssen, nicht ruhen lassen, und so hat die Redaktion des großen amerikanischen Blattes, des New York Herald, eines Morgens ihre Leser mit einem „Zensus" der an demselben Tage von den Londoner Predigern behandelten Texte überrascht. Der Londoner Korrespondent des Blattes hat sich mit der Geistlichkeit der Stadt ins Einvernehmen gesetzt und telegraphirte am Sonnabend Nachmittag alle Texte über den Atlantischen Ozean, sodaß die Amerikaner die Texte ohne Auslegung zu der gleichen Zeit vorgesetzt erhielten, in der die englischen Kirchgänger ihrer Auslegung „auf der andern Seite des Wassers" lauschten. B

Verschiedenes

(Vor fünfzehnhundert Jahren) Am Ostersabbath 387 wurde der Kirchenvater Augustin mit seinem fünfzehnjährigen Sohne Aderodatus und seinem Freunde Alypius in Mailand durch den Bischof Ambrosius getauft. Unermeßlich ist die Bedeutung dieses Uebertritts für die ganze Christenheit. Unter dem Einfluß von Augustins Genius stehen wir mehr, als viele ahnen, noch heute. Die römische Kirche wie der Protestantismus dürfen ihn beide mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Wir haben in den „Lesefrüchten aus Augustin" bereits begonnen, sein Gedächtnis zu ehren, und hoffen, ihm noch fernerhin gerecht zu werden.

(Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse) Unter diesem Titel ist das erste Unternehmen des Evangelischen Bundes nunmehr ins Leben getreten. Eine fortlaufende Orientirung über die Vorgänge auf kirchenpolitischem Gebiet ist den Tagesblättern bis jetzt nur von ultramontaner Seite zugekommen. Die früher in Genf erschienene, jetzt Rheinisch-Westphälische, sowie eine in Berlin herauskommende Korrespondenz bedienen und orientiren die ihnen zugänglichen Zeitungen über alle wichtigeren kirchenpolitischen Fragen; ja mehr als das, wie das Zentrum, die konfessionelle Sonderpartei, alle politischen Fragen nach kirchlichen Rücksichten entscheidet, so machen jene römischen Korrespondenzen alle katholischen Blätter zu Kirchenblättern. In ihnen drängen sich überall kirchliche Gesichtspunkte hervor, entsprechend dem Anspruche der römischen Kirche, alle Lebensverhältnisse kirchlich zu bevormunden. Das Gegenstück zur römischen Presse bildet die nichtultramontane, nationale Presse. Dort geschieht viel zu viel, hier viel zu wenig. Eine fortlaufende Orientirung über die Vorgänge auf evangelisch-kirchlichem Gebiet für unsre nationalgesinnte Presse giebt es nicht. Diesem Mangel wird die Kirchl. Korr. abhelfen. Sie erscheint vorläufig wöchentlich einmal und wird unentgeltlich versandt. Herausgeber ist Pfarrer Brecht von Oberkochen in Württemberg. Die am 1. April ausgegebene erste Nummer enthält vier kurze Artikel: „Die neue kirchenpolitische Vorlage"; „Wem verdanken wir die unerfreuliche kirchenpolitische Situation der letzten Jahre?"; „Ueber die Militärdienstbefreiung der Theologen"; „Elsaß-Lothringen — ein kirchenpolitischer Spiegel für Deutschland", und eine „Korrespondenz vom Rhein", den Fall Thümmel betreffend. Die Mitglieder des Evangelischen Bundes erhalten diese Artikel in einer nur für sie bestimmten Monatsausgabe.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig